

**Zeitschrift:** Mitteilungen der Schweizerischen Gesellschaft der Freunde Ostasiatischer Kultur  
**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft der Freunde Ostasiatischer Kultur  
**Band:** 5 (1943)

**Artikel:** Zur Psychologie östlicher Meditation  
**Autor:** Jung, C.G.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-145121>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Zur Psychologie östlicher Meditation

von C. G. Jung

Mein leider so früh verstorbener Freund Heinrich Zimmer hat in seinem Buche „Kunstform und Yoga“<sup>1)</sup> die tiefen Zusammenhänge hervorgehoben, welche zwischen der hieratischen Architektur Indiens und dem Yoga bestehen. Wer einmal den Borobudur oder die Stûpas von Barhut und Sânci gesehen hat, der kann sich in der Tat schwer dem Eindruck entziehen, daß hier eine dem Europäer ungewohnte Geisteshaltung und Anschauung am Werke ist, wenn er nicht schon durch tausend andere Eindrücke des indischen Lebens davon belehrt worden ist. In den ungezählten Facetten des überquellenden Reichtums indischer Geistigkeit spiegelt sich eine innere Anschauung der Seele wieder, welche dem griechisch geschulten Verstande des Europäers zunächst fremdartig und unzugänglich erscheint. Unser Verstand erschaut die Dinge, unser „Auge trinkt“ – um mit Gottfried Keller zu reden – „was die Wimper hält, von dem goldnen Überfluß der Welt“ und wir schließen aus der Fülle äußerer Eindrücke auf's Innere. Ja, wir leiten sogar dessen Inhalte von Äußerm ab nach dem Satze: „Nichts ist im Verstande, das nicht vorher in den Sinnen war.“ Dieser Satz scheint in Indien keine Geltung zu haben. Indisches Denken und Gestalten erscheint bloß in der Sinnenwelt, läßt sich aber nicht aus dieser ableiten. Trotz aller oftmals aufdringlichen Sinnlichkeit des Ausdruckes ist es doch in seinem eigentlichsten Wesen unsinnlich, um nicht zu sagen, übersinnlich. Es ist nicht die Welt der Sinne, der Körper, Farben und Töne, nicht menschliche Leidenschaft, welche durch die Gestaltungskraft der indischen Seele in verklärter Gestalt oder in realistischem Pathos wiedergeboren werden, sondern es ist

---

<sup>1)</sup> *Kunstform und Yoga im indischen Kultbild*, Berlin 1926.

eine Unter- oder Überwelt metaphysischer Natur, aus welcher fremde Gestalt in irdisch bekanntes Weltbild durchbricht. Wenn man die ungeheuer eindrucksvollen Götterdarstellungen der südindischen Kathakalitänzer aufmerksam beobachtet, so wird man nicht eine natürliche Geste sehen: Alles ist bizarr unter- und übermenschlich: sie gehen nicht wie Menschen, sondern gleiten, sie denken nicht mit dem Kopf, sondern mit den Händen. Selbst das menschliche Antlitz verschwindet hinter blauemaillierter kunstvoller Maske. Unsere bekannte Welt bietet nichts, das sich auch nur im Entferntesten mit dieser grotesken Großartigkeit vergleichen ließe. Man wird durch solchen Anblick in einen Traum versetzt, als dem einzigen Orte, an dem einem etwa schon Ähnliches begegnet ist. Es sind aber keine nächtlichen Spukgestalten, die uns im Kathakali oder in den Tempelbildern entgentreten, sondern gespannt dynamische, bis in feinste Einzelheiten gesetzmäßig gebildete oder organisch gewachsene Figuren. Es sind keine Schemen und Abbilder einstmaliger Wirklichkeiten, sondern vielmehr Wirklichkeiten, die noch nicht waren, potentielle Realitäten, die jeden Moment über die Schwelle des Seins treten können.

Wer sich solchen Eindrücken ungeteilten Herzens hingibt, wird bald merken, daß diese Gestalten dem Inder nicht als traumhaft, sondern als wirklich vorkommen, wie sie auch in uns selber mit beinahe erschreckender Lebendigkeit an Etwas rühren, wofür wir allerdings keine Sprache haben. Und zugleich merkt man, je tiefer man ergriffen ist, daß unsere Sinnenwelt zum Traum wird, und daß man in einer Götterwelt von unmittelbarster Wirklichkeit erwacht.

Was der Europäer zunächst in Indien sieht, ist äußerlich angeschaute Körperhaftigkeit. Das ist aber nicht Indien, wie es der Inder sieht, das ist nicht seine Wirklichkeit. Wirklichkeit ist, wie das deutsche Wort besagt, das was wirkt. Der Inbegriff des Wirkenden ist für uns mit der Erscheinung der Welt verknüpft, für den Inder dagegen mit der Seele. Welt ist ihm Schein, und seine Realität nähert sich dem, was wir etwa Traum nennen würden.

Dieser seltsame Gegensatz zum Westen drückt sich zu allermeist in der religiösen Übung aus. Wir reden von religiöser Erbauung und Erhebung, Gott ist uns der Herr des Weltalls, wir haben eine Religion der Nächstenliebe, in unsern in die Höhe strebenden Kirchen gibt es einen Hochaltar; Indien dagegen spricht von Dhyâna, Meditation und Versenkung, die Gottheit ist im Innern aller Dinge und vor Allem im Menschen, man wendet sich vom Äußern ab zum Innern, in den alten indischen Tempeln ist der Altar 2–3 m tief in die Erde versenkt, und was wir auf das Schamhafteste verhüllen, ist dem Inder heiligstes Symbol. Wir glauben an das Tun, der Inder an das unbewegte Sein. Unsere religiöse Übung besteht in Anbetung, Verehrung und Lobpreisung, die wesentlichste Übung des Inders dagegen ist der Yoga, die Versenkung in einen, wie wir sagen würden, bewußtlosen Zustand, den er aber als höchstes Bewußtsein preist. Der Yoga ist einerseits der sprechendste Ausdruck des indischen Geistes, andererseits das stets gebrauchte Instrument zur Erzeugung eben dieser eigenartigen Geisteshaltung.

Was ist nun der Yoga? Das Wort „yoga“ bedeutet wörtlich Anjochung, nämlich Disziplinierung der seelischen Triebkräfte, im Sanskrit als kleças bezeichnet. Die Anjochung bezweckt die Beherrschung jener Kräfte, die den Menschen an die Welt verhaften. In der Sprache Augustin's entsprechen die kleças der superbia und concupiscentia. Es gibt vielerlei verschiedene Formen des Yoga, die aber alle dasselbe Ziel verfolgen. Ich will sie nicht alle aufführen, sondern nur erwähnen, daß es neben rein psychischen Übungen auch den sog. Hathayoga gibt, der in einer Art Gymnastik besteht, hauptsächlich in Atemübungen und besondern Körperhaltungen. Ich habe mir nun vorgenommen, in diesem Vortrag einen Yogatext zu schildern, der einen tiefen Einblick in die psychischen Vorgänge des Yoga vermittelt. Es ist dies ein wenig bekannter buddhistischer Text in chinesischer Sprache, welcher aber eine Übersetzung aus dem ursprünglichen Sanskrit ist. Er stammt aus dem Jahre 424 n. Chr. Sein Name ist Ami-

tâyur-dhyâna-sûtra, zu deutsch: Traktat der Amitâbha-Meditation.<sup>2)</sup> Das besonders in Japan hochgeschätzte Sûtra gehört in das Gebiet des sog. theïstischen Buddhismus, in welchem sich die Lehre vom Âdibuddha, oder Mahâbuddha, dem Urbuddha, findet, aus welchem die 5 Dhyânibuddhas oder -Bodhisattvas hervorgehen. Einer der Fünf ist Amitâbha, der „Buddha der untergehenden Sonne des unermesslichen Lichtes“, der Herr von Sukhâvatî, dem Lande der Glückseligkeit. Er ist der Protector unserer gegenwärtigen Weltperiode, wie Çâkyamuni, nämlich der historische Buddha, der Lehrer derselben ist. Im Kulte des Amitâbha findet bemerkenswerterweise eine Art Eucharistiefeyer mit consecriertem Brot statt. Er wird dargestellt, wie er in der Hand das Gefäß der lebenspendenden Unsterblichkeitspeise oder des heiligen Wassers hält.

Der Text beginnt mit einer Rahmenerzählung, deren Inhalt uns hier nicht weiter interessiert. Ein Kronprinz trachtet seinen Eltern nach dem Leben und die Königin in ihrer Not ruft Buddha's Hilfe an, der ihr seine beiden Schüler, den Maudgalyâyana und den Ânanda, schicken möge. Buddha erfüllt ihren Wunsch, und sofort erscheinen ihr die Beiden. Ebenso erscheint Çâkyamuni, der Buddha selber, vor ihren Augen. Er zeigt ihr in der Vision alle 10 Welten, um sie wählen zu lassen, in welcher sie wiedergeboren werden will. Sie wählt das westliche Reich des Amitâbha. Er lehrt sie nun den Yoga, der sie zur Wiedergeburt im Amitâbhareiche befähigen soll. Nach verschiedenen moralischen Vorschriften teilt er ihr folgendes mit:

*„Du und alle andern Wesen (nämlich, die mit derselben Ansicht) sollten es zu ihrem einzigen Ziel machen, eine Wahrnehmung des westlichen Reiches zu erzeugen durch den konzentrierten Gedanken. Du fragst wohl, wie diese Wahrnehmung geschaffen werden kann. Ich will es Dir jetzt erklären. Alle Wesen, insofern sie nicht von Geburt an blind sind, haben einen Gesichtssinn und alle sehen die untergehende Sonne. Du solltest*

<sup>2)</sup> *Sacred Books of the East*, Vol. XLIX, Part II, p. 161 ff. (translated by J. Takakusu).

*Dich in der richtigen Haltung hinsetzen, den Blick nach Westen gerichtet, und dann bereite Deine Gedanken vor für eine konzentrierte Meditation über die Sonne. Veranlasse Dein Bewusstsein zu einer festen Fixation an die Sonne, sodass Du eine ungestörte Wahrnehmung derselben hast durch die ausschliessliche Konzentration darauf. Schaue auf sie hin, wenn sie im Begriffe ist unterzugehen, und wenn sie aussieht wie eine aufgehängte Trommel. Nachdem Du so die Sonne gesehen hast, behalte dieses Bild klar und fixiert, gleichgültig, ob Deine Augen offen sind oder geschlossen. Dies ist die Wahrnehmung der Sonne und das ist die erste Meditation.“* Wie wir bereits gesehen haben, ist die untergehende Sonne eine Allegorie des Unsterblichkeit spendenden Amitâbha. Der Text fährt fort:

*„Dann sollst Du die Wahrnehmung des Wassers erschaffen. Blicke auf das klare und reine Wasser und lass dieses Bild klar und unverändert vor Dir verharren. Erlaube Deinen Gedanken nie, sich zu zerstreuen und verloren zu gehen.“* Wie schon erwähnt ist Amitâbha auch der Spender des Wassers der Unsterblichkeit. *„Nachdem Du so das Wasser gesehen hast, solltest Du die Wahrnehmung des Eis erschaffen. So wie Du es leuchtend und durchsichtig schaust, solltest Du auch die Erscheinung des lapis lazuli imaginieren. Nachdem Du das getan hast, wirst Du den Boden sehen, wie wenn er aus lapis lazuli bestünde, durchsichtig und leuchtend, beides innen und aussen. Unter diesem Boden von lapis lazuli wirst Du die goldene Fahne sehen mit den 7 Juwelen, Diamanten und andern (Edelsteinen), welche den Boden tragen. Diese Fahne erstreckt sich nach den 8 Richtungen des Kompasses und auf diese Weise sind die 8 Ecken der Grundlage vollkommen ausgefüllt. Jede Seite der 8 Richtungen besteht aus 100 Juwelen und jedes Juwel hat 1000 Strahlen und jeder Strahl hat 84 000 Farben, welche, reflektiert auf dem Boden von lapis lazuli, den Anschein haben von 1000 Millionen Sonnen, und es ist schwierig, diese getrennt von einander zu sehen. Über die Oberfläche dieses Bodens von lapis lazuli strecken sich goldene Taue, die kreuzweise verbunden sind, und die Abteilungen sind*

*gemacht von Schnüren mit jeweils 7 Juwelen, und jeder Teil ist klar und deutlich.*

*Wenn diese Wahrnehmung geformt worden ist, so solltest Du meditieren über ihre Bestandteile, einen nach dem andern. Und mache die Bilder so klar wie möglich, sodass sie niemals sich auflösen und verloren gehen, gleichgültig ob Deine Augen geschlossen oder offen sind. Mit Ausnahme der Zeit Deines Schlafes solltest Du dieses Bild immer vor Deinem inneren Auge tragen. Einer, der den Zustand dieser Wahrnehmung erreicht hat, von dem wird gesagt, er habe undeutlich das Land des höchsten Glückes gesehen (Sukhâvatî). Einer, der aber den Zustand von Samâdhi erreicht hat, ist imstande, das Land klar und deutlich zu sehen. Dieser Zustand kann nicht ganz erklärt werden. Dies ist die Wahrnehmung des Landes und dies ist die dritte Meditation." Samâdhi ist „Eingezogenheit“, d. h. ein Zustand, in welchem aller Weltzusammenhang ins Innere absorbiert ist. Samâdhi ist das Achte des achtfachen Pfades.*

Darauf folgt die Meditation über die Juwelen-Bäume des Amîtâbha-Landes und dann die Meditation über das Wasser.

*„Dieses Wasser findet sich in 8 Seen. Das Wasser in jedem See besteht aus 7 Juwelen, welche weich und nachgiebig sind. Die Quelle kommt vom König der Juwelen, (Cintâmani „Wunsch-Perle“) . . . . In der Mitte jedes Sees sind 60 Millionen Lotusblüten, jede aus 7 Juwelen bestehend. Alle Blüten sind vollkommen rund und genau gleich gross. Das zwischen den Blüten fliessende Wasser erzeugt melodische und angenehme Töne, welche alle vollkommenen Tugenden ausdrücken, wie Leiden, Nichtexistenz, Vergänglichkeit und Nichtselbst. Sie drücken auch das Lob der Zeichen der Vollkommenheit aus und der minderen Zeichen von Ausgezeichnetheit aller Buddhas. Dem König der Juwelen (Cintâmani) entfliessen die goldfarbenen Strahlen von äusserster Schönheit. Ihr Leuchten verwandelt sich in Vögel, welche die Farben von 100 Juwelen haben. Sie singen harmonische Töne, süss und entzückend, die Erinnerung an Buddha lobend, ebenso die Erinnerung an das Gesetz und die Erinnerung der*

*Kirche. Das ist die Wahrnehmung des Wassers der 8 guten Eigenschaften und das ist die 5. Meditation."*

Über die Meditation des Amitâbha selber belehrt Buddha die Königin folgendermaßen: „Gestalte die Wahrnehmung einer Lotusblüte auf dem Boden von 7 Juwelen.“ Die Blüte besitzt 84000 Blütenblätter, jedes Blatt 84000 Adern und jede Ader 84000 Strahlen, „von denen jeder einzelne klar gesehen werden kann“.

„Darauf solltest Du Buddha selbst wahrnehmen. Du fragst wie? Jeder Buddha Tathâgata (der Vollendete) ist einer, dessen Hauchkörper das Prinzip der Natur ist (Dharmadhâtu-kâya, dhâtu = Element), sodass er in das Bewusstsein aller Wesen eingehen kann. Deshalb, wenn Du Buddha wahrgenommen hast, dann besitzt in der Tat Dein Bewusstsein jene 32 Zeichen der Vollkommenheit und die 80 kleineren Zeichen der Ausgezeichnetheit, welche Du am Buddha wahrnimmst. Schliesslich ist es Dein Bewusstsein, das Buddha wird, oder besser, es ist Dein Bewusstsein, das in der Tat Buddha ist. Der Ozean des wahren und universellen Wissens aller Buddhas hat seine Quelle in unserem eigenen Bewusstsein und Gedanken. Deshalb solltest Du Deinen Gedanken mit einer ungeteilten Aufmerksamkeit auf eine sorgfältige Meditation über jenen Buddha Tathâgata, den Arhat, den Heiligen und vollkommen Erleuchteten, richten. Wenn Du die Wahrnehmung dieses Buddha gestaltest, so solltest Du zuerst das Bild dieses Buddha wahrnehmen, gleichgültig ob Deine Augen offen oder geschlossen sind. Schaue ihn an, wie ein Idol in Jâmbûnada-Gold, (Saft des Jambubaumes, Jambunadî = Fluss aus Saft der Jambufrucht, fliesst rings um den Meru herum und kehrt wieder zum Baum zurück,) das auf der Blüte sitzt.

Wenn Du die sitzende Figur gesehen hast, so wird Dein geistiges Gesicht klar werden und Du wirst imstande sein, die Schönheit jenes Buddha-landes klar und deutlich zu sehen. Indem Du diese Dinge siehst, lasse sie klar und fest Dir erscheinen, so deutlich wie die Fläche Deiner Hände."

„Wenn Du durch dieses Erlebnis hindurch gehst, so wirst Du zugleich alle Buddhas der 10 Welten sehen. Diejenigen, welche diese Meditation

*ausgeübt haben, von denen wird gesagt, dass sie die Körper aller Buddhas betrachtet haben. Da sie über den Körper Buddhas meditiert haben, werden sie auch den Geist Buddhas wahrnehmen. Es ist das grosse Mitleid, welches Buddhas Geist genannt wird. Durch das allumfassende Mitleid geschieht es, dass er alle Wesen annimmt. Diejenigen, welche diese Meditation ausgeübt haben, werden nach ihrem Tode wieder geboren werden in der Gegenwart des Buddhas in einem anderen Leben und werden einen Geist des Verzichtes erreichen, mit dem sie allen Folgen begegnen, welche sich nach diesem ereignen werden. Darum sollten die, welche Weisheit besitzen, ihre Gedanken zu einer sorgfältigen Meditation über diesen Buddha Amitâyus sammeln."*

Von denen, welche diese Meditation ausüben, wird gesagt, daß sie nicht mehr in einem embryonischen Zustand leben, sondern freien Zugang haben werden zu den ausgezeichneten und wunderbaren Ländern der Buddhas.

*„Wenn Du diese Wahrnehmung erreicht hast, solltest Du Dir ein Bild machen von Dir selber, wie Du geboren wirst in der Welt des höchsten Glückes, in der Region des Westens, und wie Du dort sitzt mit gekreuzten Beinen auf einer Lotusblüte. Dann mache Dir ein Bild davon, wie diese Blüte Dich in sich einschliesst und wie sie sich nachher wiederum entfaltet. Wenn sich nämlich die Blüte wieder entfaltet, so ist Dein Körper von 500 farbigen Strahlen umspielt. Deine Augen werden geöffnet sein, sodass Du die Buddhas und Bodhisattvas siehst, wie sie den ganzen Himmel erfüllen. Du wirst das Geräusch des Wassers und der Bäume hören, den Gesang der Vögel und die Stimme der vielen Buddhas."*

Buddha spricht darauf zu Ânanda und Vaidehî (der Königin):  
*„Diejenigen, die wünschen, vermitteltst ihrer reinen Gedanken im westlichen Lande wiedergeboren zu werden, sollten zuerst über ein Bild des Buddha meditieren, das 16 Ellen hoch ist und auf dem Lotus im Wasser des Sees sitzt. Wie vorher gesagt wurde, ist der wirkliche Körper und sein Mass unbegrenzt und unbegreiflich für den gewöhnlichen Verstand. Aber*

*durch die Wirksamkeit des alten Gebetes dieses Tathâgata werden sicherlich alle, die daran denken und sich seiner erinnern, ihr Ziel erreichen."*

Der Text fährt fort: *„Als Buddha diese Rede vollendet hatte, da konnte Vaidehî die Königin, zusammen mit ihren 500 Begleiterinnen, geleitet von den Worten Buddhas, den Anblick der weit sich erstreckenden Welt der Glückseligkeit sehen und sie konnte ebenso den Körper Buddhas und den Körper der beiden Bodhisattvas sehen. Ihr Geist war erfüllt mit Freude, sie pries diese, indem sie sagte: „Niemals habe ich solch ein Wunder gesehen.“ Auf der Stelle wurde sie ganz und gar erleuchtet und erreichte den Geist des Uerzichtes, nunmehr vorbereitet, alle Folgen zu erdulden, was immer auch diese seien. Ihre 500 Begleiterinnen ebenso erfreuten sich des Gedankens, dass sie nunmehr die höchste vollkommene Erkenntnis erreichten und wünschten in jenem Lande des Buddha wiedergeboren zu werden. Der durch alle Welt Geehrte sagte voraus, dass sie alle in jenem Lande wiedergeboren würden und dass sie imstande sein würden, Samâdhi (die übernatürliche Ruhe) der Gegenwart vieler Buddhas zu erreichen."*

**In einem Exkurs über das Schicksal des Unerleuchteten sagt Buddha, die Yogaübung zusammenfassend:**

*„Aber da er von Schmerzen geplagt ist, so wird er keine Zeit finden, an Buddha zu denken. Ein guter Freund wird dann zu ihm sagen: Auch wenn Du die Erinnerung an Buddha nicht üben kannst, so mögest Du wenigstens den Namen aussprechen: ‚Buddha Amitâyus.‘ Er möge dies in reiner Gesinnung tun mit konstanter Stimme. Er möge beständig an Buddha denken, bis er 10 mal den Gedanken vollendet hat, indem er wiederholt: „Namo(A)mitâyushe Buddhâya“ (Verehrung dem Buddha Amitâyus). Vermöge des Uerdienstes des Aussprechens des Buddhanamens wird er durch jede Wiederholung seine Sünden austilgen, die ihn sonst in Geburt und Tod während 80 Millionen Kalpas verwickeln würden. Er wird, wenn er stirbt, einen goldenen Lotus sehen, gleich der Scheibe der Sonne vor seinen Augen, und in einem Augenblick wird er wiedergeboren sein in Sukhâvatî, der Welt der höchsten Glückseligkeit."*

Das sind die wesentlichen, uns hier interessierenden Inhalte der Yogaübung. Der Text zerfällt in 16 Meditationen, von denen ich hier nur Stücke hervorgehoben habe. Sie mögen aber genügen, um die bis Samâdhi, der höchsten Entzückung und Erleuchtung, aufsteigende Meditation zu schildern.

Die Übung beginnt mit der Konzentration auf die untergehende Sonne. In südlichen Breiten ist die Strahlungsintensität der untergehenden Sonne noch so stark, daß einige Augenblicke des Hinsehens genügen, um ein intensives Nachbild zu erzeugen. Man sieht dann, auch mit geschlossenen Augen, die Sonne noch für eine ganze Weile. Bekanntlich besteht eine der hypnotischen Methoden darin, daß ein glänzender Gegenstand, z. B. ein Diamant oder Krystall, fixiert wird. Man darf vermuten, daß die Fixierung der Sonne einen ähnlichen hypnotischen Effekt bewirken soll. Allerdings soll es kein einschläfernder Effekt sein, insofern mit der Fixierung auch eine „Meditation“ der Sonne verknüpft werden muß. Meditation ist ein Nachdenken über und ein Sich-Klarmachen, ein Realisieren der Sonne, ihrer Gestalt, ihrer Eigenschaften und Bedeutungen. Da das Runde in den folgenden Stücken eine bedeutsame Rolle spielt, so darf man auch vermuten, daß die runde Sonnenscheibe als Vorlage zu den nachfolgenden runden Phantasiegebilden dienen soll. Ebenso soll sie vermöge ihres intensiven Lichtes die nachfolgenden strahlenden Visionen vorbereiten. Auf diese Weise soll, wie der Text sagt, „die Wahrnehmung erschaffen“ werden.

Die nächste Meditation, die des Wassers, stützt sich auf keinen Sinneseindruck mehr, sondern erschafft nun durch aktive Imagination das Bild einer spiegelnden Wasserfläche, die, wie man aus Erfahrung weiß, das Sonnenlicht vollkommen widerspiegelt. Es soll nun vorgestellt werden, daß das Wasser sich in „leuchtendes und durchsichtiges Eis“ verwandelt. Durch diese Prozedur wird das immaterielle Licht des Sonnennachbildes in die Materie des Wassers und dieses schließlich in die feste Stofflichkeit des Eises gewandelt. Dadurch wird

offenbar eine Konkretisierung und Verstofflichung der Vision bezweckt, und damit entsteht eine Materialität der Phantasieschöpfung, welche an die Stelle der physischen Natur, dieser uns bekannten Welt, tritt. Es wird eine andere Wirklichkeit geschaffen gewissermaßen aus seelischem Stoff. Das Eis, das natürlicherweise eine bläuliche Farbe hat, wandelt sich nun zu dem blauen Lapislazuli, zu einem festen steinernen Gebilde, welches seinerseits zu einem „Boden“ wird, der allerdings „leuchtend und durchsichtig“ ist. Mit diesem „Boden“ ist eine unveränderliche, sozusagen absolut reale Grundlage geschaffen. Dieser blaue, durchsichtige Boden ist wie ein gläserner See, durch dessen durchsichtige Schichten der Blick in die Tiefe dringt.

Aus dieser Tiefe leuchtet nun die sog. „goldene Fahne“ auf. Es ist hier zu bemerken, daß das Sanskritwort „dhvaja“ für „Fahne“ überhaupt die Bedeutung von „Zeichen“ und „Symbol“ hat. Man könnte daher ebensogut vom Erscheinen eines „Symboles“ reden. Es wird hier klar, daß, indem das Symbol sich „nach den 8 Richtungen des Kompaß“ erstreckt, die Grundlage ein achtstrahliges System darstellt. Wie der Text sagt, sind durch die Fahne die „8 Ecken der Grundlage vollkommen ausgefüllt“. Das System leuchtet wie „1000 Millionen Sonnen“. Das leuchtende Sonnennachbild hat also an Strahlungsenergie bedeutend gewonnen und sich zu einer unermesslichen Leuchtkraft gesteigert. Die eigentümliche Vorstellung von „goldenen Tauen“, die sich wie ein Netz über das System ausbreiten, will vermutlich besagen, daß letzteres zusammengebunden und auf diese Weise befestigt sei, sodaß es nicht mehr auseinanderfallen kann. Leider sagt der Text nirgends etwas über die Möglichkeit eines Versagens der Methode und über die Zerfallserscheinungen, die infolge eines Fehlers eintreten könnten. Derartige Störungen eines imaginativen Prozesses sind aber für den Kenner nichts Unerwartetes; sie bilden im Gegenteil ein regelmäßiges Vorkommnis. Es ist daher nicht erstaunlich, daß in der Yogavision eine Art innerer Verfestigung des Bildes durch goldene Taue vorgesehen ist.

Obschon der Text es nicht ausdrücklich erwähnt, ist das achtstrahlige System bereits das Amitâbhaland. Darin wachsen wunderbare Bäume, wie sich dies für ein Paradies, das es ist, geziemt. Eine besondere Wichtigkeit kommt dem Wasser des Amitâbhalandes zu. Es findet sich, dem Oktagon entsprechend, in der Gestalt von 8 Seen. Die Quelle dieses Wassers ist ein zentrales Juwel, Cintâmani, die Wunschperle, ein Symbol der „schwer erreichbaren Kostbarkeit“<sup>3)</sup> und des höchsten Wertes. In der chinesischen Kunst ist es jenes mondartige Gebilde, das häufig mit dem Drachen verbunden erscheint. Die wundersamen „Töne“ des Wassers bestehen in 2 Gegensatzpaaren, die dogmatische Grundwahrheiten des Buddhismus ausdrücken, „Leiden und Nichtsein, Vergänglichkeit und Nichtselbst“, was besagen will, daß alles Sein leidvoll, und alles Ichhafte vergänglich sei. Aus diesen Irrtümern erlöst das Nichtsein und das Nicht-Ich-Sein. Das tönende Wasser ist also etwas wie die Lehre Buddhas überhaupt, ein erlösendes Wasser der Weisheit, eine „aqua doctrinæ“, um einen Ausdruck des Origenes zu gebrauchen. Die Quelle dieses Wassers, die Perle ohne Gleichen, ist der Tathâgata, der Buddha selber. Daher folgt nun die imaginative Rekonstruktion des Buddhabildes, und indem dieser Aufbau vorgenommen wird, ergibt sich die Einsicht, daß Buddha eigentlich nichts anderes ist, als die in der Meditation tätige Psyche des Yogin, des Meditierenden selber. Aus dem „eigenen Bewußtsein und Gedanken“ geht nicht nur die Gestalt des Buddha hervor, sondern die Seele, die diese Gedankenbilder erzeugt, ist Buddha selber.

Die Gestalt des Buddha sitzt im runden Lotus, im Zentrum des oktogonalen Amitâbhalandes. Buddha ist ausgezeichnet durch das große Mitleid, mit dem er „alle Wesen annimmt“, also auch den Meditierenden, d. h. das innerste Wesen, welches Buddha ist, tritt in der Vision hervor und offenbart sich als das eigentliche Selbst des Meditierenden. Er erfährt sich selber als das alleinig Seiende, als das

<sup>3)</sup> Jung, *Wandlungen und Symbole der Libido*, 1912, p. 161 u. a. a. O.

höchste Bewußtsein, welches eben Buddha ist. Um zu diesem letzten Ziel zu gelangen, brauchte es den ganzen Weg mühsamer geistiger Rekonstruktionsübung, um vom verblendeten Ichbewußtsein, das die Schuld an der leidvollen Illusion der Welt trägt, loszukommen und an jenen andern seelischen Pol zu gelangen, in welchem die Welt als Illusion aufgehoben ist.

\*

Unser Text ist insofern kein bloßes literarisches Museumsstück, als er in dieser und in vielen andern Formen in der Seele des Inders lebt und dessen Leben und Denken durchdringt bis in die kleinsten Einzelheiten, die dem Europäer so überaus fremdartig vorkommen. Es ist nicht etwa der Buddhismus, der diese Seele formt, und erzieht, sondern der Yoga. Der Buddhismus selber ist eine Geburt aus dem Geiste des Yoga, der älter und universaler ist als die historische Reformation Buddhas. Mit diesem Geiste muß sich derjenige wohl oder übel befreunden, welcher danach strebt, indische Kunst, Philosophie und Ethik von Innen her zu verstehen. Unser gewohntes Verstehen aus dem Äußern versagt hier, weil es dem Wesen indischer Geistigkeit hoffnungslos inadäquat ist. Und insbesondere möchte ich warnen vor der so oft versuchten Nachahmung und Anempfindung östlicher Praktiken. Es kommt dabei in der Regel nicht mehr heraus als eine besonders künstliche Verdummung unseres westlichen Verstandes. Ja, wer es fertig brächte, in jeder Hinsicht auf Europa zu verzichten und wirklich auch nichts anderes zu sein als ein Yogin mit allen ethischen und praktischen Konsequenzen und im Lotussitz auf dem Gazellenfell unter einem staubigen Banyanbaum dahinzuschwinden und seine Tage in namenlosem Nichtsein zu beschließen, einem Solchen würde ich es zugestehen müssen, daß er den Yoga auf Indisch verstanden hat. Wer das nicht kann, der soll auch nicht tun, als ob er den Yoga verstünde. Er kann und soll nicht auf seinen westlichen Verstand verzichten, sondern im Gegenteil letzteren anstrengen, um ohne Nach-

ahmung und Anempfindelheit in ehrlicher Weise so viel vom Yoga zu verstehen, als unserm Verstande eben möglich ist. Da die Geheimnisse des Yoga dem Inder so viel oder noch mehr bedeuten als uns die Mysterien des christlichen Glaubens und wir es doch jedem Exoten verwehren würden, unser mysterium fidei lächerlich zu machen, so dürfen auch wir die seltsamen indischen Vorstellungen und Übungen nicht gering schätzen und für absurden Irrtum halten. Damit würden wir uns nur den Zugang zu einem sinngemäßen Verständnis verbauen. Allerdings haben wir es in Europa schon weit gebracht in dieser Hinsicht, indem uns die geistigen Inhalte des christlichen Dogmas in einem rationalistischen und aufklärerischen Nebel bis zu einem bedenklichen Grade verschwunden sind, und allzuleicht ist es, zu unterschätzen, was man nicht kennt und versteht.

Wenn wir überhaupt verstehen wollen, so kann dies nur auf europäische Weise geschehen. Man kann zwar Vieles mit dem Herzen verstehen, aber dabei findet es oft der Verstand schwierig, mit der intellektuellen Formulierung nachzukommen und dem Verstandenen den gebührenden Ausdruck zu geben. Es gibt zwar ein Begreifen mit dem Kopfe und insbesondere mit dem wissenschaftlichen Verstand, wobei aber manchmal das Herz zu kurz kommt. Wir müssen daher bald das Eine, bald das Andere der wohlwollenden Mitarbeit des Publikums überlassen. Versuchen wir es also zunächst mit dem Kopfe, jene verborgene Brücke aufzufinden oder zu bauen, welche vom Yoga zum europäischen Verständnis herüberführen soll.

Zu diesem Zwecke müssen wir uns noch einmal die Reihe der bereits besprochenen Symbole vergegenwärtigen, aber diesmal mit Rücksicht auf ihren Sinngehalt. Die Sonne, mit der die Reihe anhebt, ist die Quelle von Wärme und Licht und unzweifelhafter Mittelpunkt unserer sichtbaren Welt. Als Spenderin des Lebens ist sie daher sozusagen immer und überall entweder die Gottheit selber oder wenigstens ein Bild derselben. Selbst in der christlichen Vorstellungswelt ist sie eine beliebte Allegorie Christi. Eine zweite

Quelle des Lebens, und dies namentlich in südlichen Ländern, ist das Wasser, das bekanntlich auch in der christlichen Allegorik eine bedeutende Rolle spielt, z. B. in der Gestalt der 4 Paradiesesströme und der Quelle, die an der Seite des Tempelberges entsprang. Letztere wurde dem Blute aus der Seitenwunde Christi verglichen. In diesem Zusammenhang erinnere ich auch an das Gespräch Christi mit der Samariterin am Brunnen und an die Ströme lebendigen Wassers aus dem Leibe Christi (Joh. VII, 38). Eine Meditation über Sonne und Wasser wird unfehlbar solche und ähnliche Bedeutungszusammenhänge evocieren, womit der Meditierende allmählich aus dem Vordergrund der sichtbaren Erscheinung zum Hintergrund, d. h. zu dem dahinterliegenden geistigen Sinn der Meditationsgegenstände übergeleitet wird. Dadurch wird er in die psychische Sphäre versetzt, wo Sonne und Wasser ihrer physischen Gegenständlichkeit entkleidet und damit zu Symbolen seelischer Inhalte werden, nämlich zu Bildern der Lebensquelle in der eigenen Seele. Unser Bewußtsein schafft sich ja nicht selber, sondern es quillt auf aus unbekannter Tiefe. Es erwacht allmählich im Kinde und es erwacht jeden Morgen aus der Tiefe des Schlafes aus einem unbewußten Zustande. Es ist wie ein Kind, das täglich aus dem mütterlichen Urgrunde des Unbewußten geboren wird. Ja, eine genauere Erforschung des Bewußtseinsprozesses ergibt die Tatsache, daß es nicht nur vom Unbewußten beeinflusst wird, sondern sogar in Form zahlloser spontaner Einfälle überhaupt beständig dem Unbewußten entquillt. Die Meditation der Bedeutung von Sonne und Wasser ist daher etwas wie ein Abstieg zur seelischen Quelle, eben zum Unbewußten selber.

Hier liegt nun allerdings ein Unterschied zwischen östlichem und westlichem Geiste vor. Es ist derselbe Unterschied, dem wir schon begegnet sind: es ist der zwischen Hochaltar und Tiefaltar. Der Westen sucht immer Erhebung, der Osten aber Versenkung oder Vertiefung. Die äußere Wirklichkeit mit ihrem Geist der Körperhaftigkeit und Schwere scheint den Europäer viel stärker und schärfer anzupacken

als den Inder. Darum sucht Ersterer sich über die Welt zu erheben, Letzterer aber kehrt gern in die mütterlichen Tiefen der Natur zurück.

Wie nun die christliche Kontemplation z. B. in den *Exercitia Spiritualia* des Hl. Ignatius von Loyola mit allen Sinnen sich bestrebt, die heilige Gestalt so konkret wie möglich zu erfassen, so verfestigt auch der Yogin das Wasser, das er betrachtet, zunächst zu Eis und sodann zu Lapislazuli und schafft dadurch einen festen „Boden“, wie er es nennt. Er schafft seiner Vision sozusagen einen soliden Körper. Damit gibt er dem Innern, nämlich den Gestalten seiner seelischen Welt, eine konkrete Realität, welche an die Stelle der äußern Welt tritt. Er sieht zwar zunächst nichts als eine spiegelnde blaue Oberfläche, etwa wie die eines Sees oder Meeres, wofür letzteres auch in unsern Träumen ein beliebtes Symbol des Unbewußten ist. Denn unter der spiegelnden Wasserfläche bergen sich unbekannte Tiefen, die dunkel und geheimnisvoll sind.

Wie der Text sagt, ist der blaue Stein durchsichtig, womit ausgesagt wird, daß der Blick des Meditierenden in die Tiefe des seelischen Geheimnisses einzudringen vermag. Dort erblickt er nun das, was zuvor nicht gesehen werden konnte, d. h. was unbewußt war. Wie Sonne und Wasser die physischen Lebensquellen sind, so drücken sie als Symbole das essentielle Lebensgeheimnis des Unbewußten aus: in der Fahne, d. h. dem Symbol, das der Yogin durch den Lapislazuliboden erblickt, schaut er gewissermaßen eine Gestalt der vordem unsichtbaren und anscheinend gestaltlosen Bewußtseinsquelle. Durch *Dhyâna*, d. h. Versenkung und Vertiefung der Kontemplation hat das Unbewußte, wie es scheint, Gestalt angenommen. Es ist, wie wenn das Licht des Bewußtseins, das aufgehört hat, Gegenstände der äußern Sinneswelt zu beleuchten, nunmehr das Dunkel des Unbewußten erleuchtete. Wenn die Sinneswelt und der Gedanke an sie gänzlich ausgelöscht ist, so tritt das Innere deutlicher hervor.

Hier überspringt nun der östliche Text ein psychisches Phänomen, das dem Europäer zur Quelle endloser Schwierigkeiten wird. Versucht

ein solcher die Vorstellungen der äußern Welt zu verbannen und seinen Geist von allem Äußeren zu entleeren, so wird er zunächst zur Beute seiner subjektiven Phantasieen, die mit den Inhalten unseres Textes nichts zu tun haben. Phantasieen haben keinen guten Ruf, sie sind billig und wertlos und werden daher als nutz- und sinnlos verworfen. Sie sind die *kleças*, jene unordentlichen und chaotischen Triebkräfte, die der Yoga eben „*anjochen*“ will. Dasselbe Ziel verfolgen auch die *Exercitia Spiritualia*, und zwar suchen beide Methoden den Erfolg dadurch zu erreichen, daß sie dem Meditierenden den Gegenstand der Kontemplation vorhalten, indem sie ihm dasjenige Bild zeigen, auf das er sich konzentrieren soll, eben um die sog. wertlosen Phantasieen auszuschalten. Beide Methoden, sowohl die östliche wie die westliche, versuchen auf direktem Wege zum Ziel zu gelangen. Ich will die Erfolgsmöglichkeiten dort, wo sich die Meditationsübung in einem bedeutsamen kirchlichen Rahmen abspielt, nicht in Frage stellen. Außerhalb eines solchen aber geht die Sache in der Regel nicht, oder sie führt sogar zu deplorablen Resultaten. Durch die Erhellung des Unbewußten nämlich gerät man zunächst in die Sphäre des chaotischen persönlichen Unbewußten, in welchem sich alles findet, was man gerne vergißt und was man unter allen Umständen weder sich selber noch einem andern eingestehen und überhaupt nicht für wahr haben möchte. Man glaubt daher am besten weg zu kommen, wenn man möglichst nicht in diese dunkle Ecke schaut. Allerdings, wer so verfährt, der wird auch um diese Ecke nie herumkommen. Keinesfalls wird er auch nur eine Spur von dem erreichen, was der Yoga verspricht. Nur wer diese Dunkelheit durchschreitet, kann hoffen, irgendwie weiter zu kommen. Ich bin darum prinzipiell gegen die kritiklose Übernahme von Yogapraktiken durch Europäer, denn ich weiß zu genau, daß sie sich damit um ihre dunkle Ecke herumzudrücken hoffen. Ein solches Beginnen ist aber völlig sinn- und wertlos.

Hier liegt auch der tiefere Grund, warum wir im Westen (abge-

sehen von der sehr beschränkten Anwendung der jesuitischen Exer-  
citia) nichts entwickelt haben, das sich mit dem Yoga vergleichen ließe.  
Wir haben eine abgrundtiefe Scheu vor der Scheußlichkeit unseres  
persönlichen Unbewußten. Daher zieht es der Europäer vor, lieber  
den Andern zu sagen, wie sie es zu machen hätten. Daß die Bes-  
serung des Ganzen beim Einzelnen, ja bei mir selber anfängt, das  
will uns schon gar nicht in den Kopf. Viele denken sogar, es sei  
krankhaft, einmal ins eigene Innere zu blicken, man werde davon  
melancholisch, wie mir sogar einmal ein Theologe versicherte.

Ich habe vorhin gesagt, es hätte sich bei uns nichts entwickelt, was  
sich dem Yoga vergleichen ließe. Das ist nicht ganz richtig. Es hat  
sich bei uns, wie das dem europäischen Präjudiz entspricht, eine ärzt-  
liche Psychologie entwickelt, die sich speziell mit den kleças befaßt.  
Wir nennen dies die „Psychologie des Unbewußten“. Die von Freud  
inaugurierte Richtung hat die Bedeutung der menschlichen Schatten-  
seite und ihres Einflusses auf das Bewußtsein erkannt und sich in  
dieses Problem verwickelt. Diese Psychologie beschäftigt sich ausge-  
rechnet mit dem, was unser Text verschweigt und als erledigt vor-  
aussetzt. Der Yoga weiß sehr wohl um die Welt der kleças, aber die  
Naturhaftigkeit seiner Religion kennt den moralischen Konflikt  
nicht, welchen die kleças für uns bedeuten. Ein ethisches Dilemma  
trennt uns von unserem Schatten. Der Geist Indiens wächst aus der  
Natur. Unser Geist steht gegen die Natur.

Darum ist uns der Boden aus Lapislazuli undurchsichtig, weil die  
Frage des Bösen in der Natur zuerst beantwortet werden muß.  
Diese Frage kann beantwortet werden, aber sicherlich nicht mit seichter  
rationalistischer Argumentation oder intellektuellem Geschwätz. Die  
ethische Verantwortung des Einzelnen kann eine gültige Antwort  
geben. Aber Rezepte oder Lizenzen gibt es nicht, sondern nur Be-  
zahlung bis zum letzten Heller. Dann kann der Boden aus Lapislazuli  
durchsichtig werden. Unser Sûtra setzt also voraus, daß die Schatten-  
welt unserer persönlichen Phantasieen, d. h. des persönlichen Un-

bewußten, durchschritten sei, und fährt nun fort, eine symbolische Gestalt zu schildern, die uns zunächst fremdartig anmutet. Es handelt sich um ein radiäres achtteiliges geometrisches Gebilde, um eine sog. Ogdoas, eine Achtheit. In der Mitte erscheint ein Lotus, in welchem Buddha sitzt, und das entscheidende Erlebnis ist schließlich die Erkenntnis, daß der Meditierende selber Buddha ist, wodurch der durch die Rahmenerzählung geschürzte Schicksalsknoten als gelöst erscheint. Das konzentrisch gebaute Symbol drückt offenbar höchste Konzentration aus, welche nur dadurch erreicht wird, daß die vorhin geschilderte Abziehung und Überleitung des Interesses von den Eindrücken der Sinneswelt und den objektgebundenen Vorstellungen weg und die Zuwendung zum Bewußtseinshintergrund auf die Spitze getrieben wurde. Die Bewußtseinswelt mit ihrer Verhaftung ans Objekt, ja sogar das Zentrum des Bewußtseins, das Ich, erlischt, und dafür erscheint in endloser Steigerung des Glanzes die Amitâbhawelt.

Psychologisch heißt dies soviel als, daß hinter oder unter der persönlichen Phantasie- und Triebwelt eine noch tiefere Schicht des Unbewußten erscheint, welche im Gegensatz zur chaotischen Unordnung der kleças von höchster Ordnung und Harmonie ist, und im Gegensatz zu deren Vielheit die allumfassende Einheit des „bodhimandala“, des Zauberkreises der Erleuchtung, darstellt.

Was hat nun unsere Psychologie zu dieser indischen Feststellung eines überpersönlichen, weltumfassenden Unbewußten zu sagen, welches gewissermaßen dann erscheint, wenn die Dunkelheit des persönlichen Unbewußten durchsichtig geworden ist? Unsere moderne Psychologie weiß, daß das persönliche Unbewußte nur eine Oberschicht ist, die auf einem ganz anders gearteten Fundament ruht. Dieses wird als kollektives Unbewußtes bezeichnet. Der Grund zu dieser Bezeichnung ist der Umstand, daß unähnlich dem persönlichen Unbewußten und dessen rein persönlichen Inhalten die Bilder des tiefern Unbewußten von ausgesprochen mythologischem Charakter sind. Das will besagen, daß sie nach Form und Inhalt mit

jenen allverbreiteten Urvorstellungen, wie sie den Mythen zu Grunde liegen, übereinstimmen. Sie sind nicht mehr persönlicher, sondern rein überpersönlicher Natur und darum allen Menschen gemeinsam. Darum lassen sie sich auch in allen Mythen und Märchen aller Völker und Zeiten und ebenso bei einzelnen Individuen nachweisen, ohne daß diese die geringste bewußte Kenntnis der Mythologie hätten.

Unsere abendländische Psychologie ist tatsächlich soweit wie der Yoga, daß sie nämlich imstande ist, eine tiefere Einheitsschicht des Unbewußten wissenschaftlich nachzuweisen. Die mythologischen Motive, deren Vorhandensein die Erforschung des Unbewußten erwiesen hat, bilden zwar an sich eine Vielheit, aber diese gipfelt in einer konzentrischen oder radiären Anordnung, welche recht eigentlich das Zentrum oder das Wesen des kollektiven Unbewußten ausmacht. Wegen der bemerkenswerten Übereinstimmung der Einsichten des Yoga mit den Ergebnissen der psychologischen Forschung habe ich für dieses Zentralsymbol den Sanskritterminus „Mandala“, das „Kreis“ bedeutet, gewählt.

Sie werden nun gewiß fragen: aber wie in aller Welt kommt die Wissenschaft auf dergleichen Feststellungen? Dazu gibt es zwei Wege. Der erste ist der historische. Untersuchen wir z. B. die introspektive Methode der mittelalterlichen Naturphilosophie, so sehen wir, daß sie sich immer wieder des Kreises und zwar meistens des viergeteilten, zur Symbolisierung des zentralen Prinzips bedient hat und dies in offenkundiger Anlehnung an die kirchliche Quaternitätsallegorik, wie sie sich in zahllosen Darstellungen des rex gloriæ mit den 4 Evangelisten, den 4 Paradiesesströmen, den 4 Winden etc. findet.

Der zweite Weg ist der empirisch-psychologische. In einem gewissen Stadium der psychischen Behandlung zeichnen die Patienten gelegentlich spontan solche Mandalas, entweder weil sie sie träumen oder weil sie plötzlich das Bedürfnis spüren, ihre seelische Unordnung durch die Darstellung einer geordneten Einheit zu kompensieren. Einen solchen Prozeß hat z. B. auch unser nationaler Heiliger, der

selige Bruder Niklaus von der Flüe, durchlaufen, dessen Endzustand Sie noch im Bilde der Dreifaltigkeitsvision in der Pfarrkirche von Sachseln sehen können. Er hat seine große Schreckvision, die ihn aufs tiefste erschütterte, mit Hilfe der Kreiszeichnungen im Büchlein eines deutschen Mystikers geordnet.<sup>4)</sup>

Was aber sagt unsere empirische Psychologie zu dem im Lotus sitzenden Buddha? Folgerichtigerweise müßte ja beim Abendländer Christus in der Mitte des Mandala thronen. Das war, wie schon gesagt, im Mittelalter bei uns auch der Fall. Aber unsere modernen Mandalas, deren spontane Entstehung wir bei zahlreichen Individuen ohne äußere Voraussetzung oder Einmischung beobachten, enthalten keine Christusfigur und noch weniger einen Buddha im Lotussitz. Wohl aber kommt das gleichschenklige Kreuz oder gar eine unverkennbare Andeutung des Svastika nicht selten vor. Ich will diese seltsame Tatsache, die an sich allerdings von höchstem Interesse ist, hier nicht diskutieren.<sup>5)</sup>

Zwischen dem christlichen und den buddhistischen Mandala besteht ein feiner, aber enormer Unterschied. Der Christ wird in der Kontemplation nie sagen: Ich bin Christus, sondern mit Paulus wird er bekennen: „doch nun nicht ich lebe, sondern Christus lebet in mir“. Unser Sûtra aber sagt: Du wirst erkennen, daß du Buddha bist. Im Grunde ist das Bekenntnis identisch, insofern der Buddhist diese Erkenntnis nur erreicht, wenn er „anâtman“, d. h. ohne Selbst ist, aber in der Formulierung besteht ein grenzenloser Unterschied: der Christ erreicht sein Ende in Christo, der Buddhist erkennt, daß er Buddha ist. Der Christ kommt eben aus der vergänglichen und ichhaften Bewußtseinswelt, der Buddhist aber ruht noch auf dem ewigen Grunde der innern Natur, deren Einssein mit der Gottheit oder dem universalen Wesen uns auch in andern indischen Bekenntnissen entgegentritt.

---

<sup>4)</sup> Vergl. P. Alban Stöckli, O. M. Cap., *Die Visionen des Seligen Bruder Klaus*, Einsiedeln 1933.

C. G. Jung, *Bruder Klaus*, Neue Schweizer Rundschau 1933, Heft 4.

<sup>5)</sup> Der Leser findet die nötigen Angaben in meinem Buch „*Psychologie und Religion*“, 1940.

